

V E R E N A  
L U E K E N

ANDERSWO

ROMAN

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2018

© 2018, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche

Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © plainpicture/Hanka Steidle

Foto der Autorin: © Helmut Fricke

Gesetzt aus der Whitman und Bodoni

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05135-3

AUCH IN DIESEM JAHR hatte sie keine Nachricht aus dem Universum des Vaters empfangen. Vom Meer kroch die letzte Nacht an Land, samtwarm unter klarem Himmel. Wie Diamanten in einen Schacht zum Mittelpunkt der Erde fielen die Sterne auf einer steilen Bahn nach unten. Kurz fügten sie sich zu verspielten Formationen, lösten sich wieder voneinander und bildeten neue. Sternschnuppen. Satelliten.

Mit verrenktem Nacken stand sie inmitten von Männern und Frauen, die entschlossen waren, sich in dieser karibischen Silvesternacht zu amüsieren und wenn nötig mit allem nachzuhelfen, das in dieser Gegend noch als einigermaßen schicklich durchging. Was mache ich hier, dachte sie kurz, und dann: Ist das hier immer so? Stürzen die Sterne in jeder Nacht so übereinander her oder nur zum Jahreswechsel? Sie sah die Diamanten in den Schacht fallen und schrieb ihrem Bruder eine SMS. »Happy New Year, Andreas! Vom Erdkern, b.«

Niemand schien vom Himmel Notiz zu nehmen. Der Tisch, zu dem sie geführt wurden, war noch leer. Sie war mit Freunden gekommen, aber ihre kleine Gruppe würde nur die Hälfte der Stühle besetzen. Unterwegs hatten sie sich darüber unterhalten, wer wohl die anderen sein würden, Paare, Einzelne, eine Familie vielleicht mit maulen-

den Kindern. Sie hofften auf Paare, Einzelne. Einen Haufen Freunde, wie sie es waren. Eine Weile kam niemand, schließlich ein junges Paar, das ganz mit sich allein blieb. Drei Stühle wurden weggeräumt.

Am Nachbartisch nahm eine Großfamilie Platz, schwarz gekleidete Männer mit geölten dunklen Haaren, die jungen durchtrainiert und eitel, die älteren auch eitel, trotz ihrer immensen Bäuche. Dazu die Frauen. Die Mütter in Schwarz und dick, mit neu geschnitzten Gesichtern, zwischen ihnen drei oder vier junge, die Töchter und Schwiegertöchter, vermutete sie, in schillernden Kleidchen überstrammten Brüsten, Hintern und Schenkeln. Sie wiegten sich schon zum Takt der Musik, die von der nahen Bühne hinüberwehte, während sie an ihren Tisch geführt wurden. In ihren Ohren hatten die lauen Hits vergangener Jahrzehnte, die der DJ zum Aufwärmen spielte, nicht sehr animierend geklungen. Sie sollte nicht so streng sein, dachte sie, als sie die Mädchen an den Nachbartisch herantänzeln sah, nicht an Silvester, nicht in der Karibik, nicht an diesem Abend, der auf eine wenig aufregende Arbeitsreise folgte und ganz überraschend die Gesellschaft der Freunde gebracht hatte, die aus New York herübergekommen waren. Auch später würden die jungen Leute vom Nachbartisch zum Tanzen nicht zur Tanzfläche gehen, sondern einfach aufstehen, den Stuhl zurückschieben und anfangen zu tanzen, mit geschmeidigen Knien und Hüften und abwesendem Blick.

Kaum hatten sich die Männer gesetzt, begannen sie zu telefonieren. Jeder hatte offenbar in diesen letzten Stunden des Jahres noch wichtige Geschäfte zu erledigen, möglicherweise in anderen Zeitzonen, wo das neue Jahr bereits begonnen hatte oder das alte noch einige Stunden länger andauerte. Vielleicht aber auch nur im Hafen, wo die Boote

anlegten, nachdem sie im offenen Meer die Pakete auf-  
gelesen hatten, die von Flugzeugen aus Kolumbien hinunter-  
fielen. Die Männer steckten sich dicke Zigarren ins Gesicht  
und pafften weiße Wölkchen in die klare Nacht. Würde die  
Band, die für später angekündigt war, sich trauen, einen  
Narco-Song zu spielen? Hatten die Männer am Nachbar-  
tisch vielleicht sogar einen eigenen?

Als das Feuerwerk losging, traten plötzlich die Leibwäch-  
ter zahlreicher Gäste an den umliegenden Tischen aus dem  
Hintergrund, eine Hand ans Ohr, die andere an die Waffen-  
holster gedrückt. Auch hinter den Männern am Nachbar-  
tisch standen plötzlich schwarz gekleidete Gestalten mit  
rasierten Köpfen und breiten Rücken. Vier Bodyguards für  
fünf Männer, was hatte das zu bedeuten?

Das Feuerwerk wäre der perfekte Augenblick für ein At-  
tentat. Der Krach war groß genug, um eine Maschinenge-  
wehrsalue zu überdröhnen, sollte irgendjemand beschlie-  
ßen, in dieser letzten Nacht des Jahres noch eine alte  
Rechnung zu begleichen. Oder die Verhältnisse für das  
kommende in seinem Sinn geradezurücken. Aber es ge-  
schah nichts, außer dass die Kellner die Gelegenheit nutz-  
ten, neue Hummer aufs Büffet zu schaufeln.

Vielleicht, dachte sie, werden sich diese Menschen am  
Nachbartisch, die möglicherweise einen eigenen Narco-  
Song hatten, später an dieses Silvester als Höhepunkt ihrer  
Goldenen Zeit erinnern. Vielleicht genossen sie alles, was  
sie besaßen, und hofften darauf, in Zukunft noch mehr da-  
von anzuhäufen. Vielleicht waren sie grausam und genos-  
sen das auch.

Sie hatte eine Familie gekannt, die so war. Gut angezo-  
gen, kalt und voller Schuld. Im Kreis dieser Familie hatte  
sie eine Hochzeit gefeiert. Sie war an den Katzentisch ge-

setzt worden, weil sie als Freundin einer der Söhne nicht als zugehörig zählte, was sie ebenso wenig vergaß wie den riesigen Hut mit Gazekrempe, den sie für die Gelegenheit bei einem Trödler gekauft hatte. Obwohl das Jahrzehnte her war, stand die Erinnerung plötzlich vor ihr, als sei es gerade eben erst gewesen.

Möglicherweise lag die beste Zeit der Menschen am Nachbartisch aber auch schon hinter ihnen, und sie telefonierten in dieser Nacht in tote Leitungen hinein, nur um die Fassade aufrechtzuerhalten, der Kinder wegen. Die bereits vollkommen verdorben schienen für irgendein anderes Leben als jenes, das sie an diesem Abend zur Schau stellten.

Sie bat den DJ, der weit nach Mitternacht die Band wieder abgelöst hatte, um Lieder von ihren Lieblingsalben. »Kind of Blue«. »Blue Train«. Der DJ grinste sie an und meinte, wie wäre es mit »Mackie Messer«, aber sie fand das nur milde amüsan und schüttelte den Kopf. Die Morgendämmerung lag bereits über dem Meer, und die Familie am Nachbartisch schien zum Aufbruch entschlossen. Doch als nach den ersten getupften Tönen von »So What« und dem Crescendo des Basslaufs endlich die Bläser loslegten, die Membrane in den Lautsprechern erzittern ließen und die letzten noch in den Blumenbouquets hängenden Melodiereste der Trash-Songs zuvor beiseite wischten, fingen die drallen Mädchen und ihre muskulösen Männer und Brüder den Beat in ihren butterweichen Gelenken auf und tanzten sich leise und versunken neben ihren Stühlen noch einmal in Trance wie in einem Nachtclub im New York der Sechziger. Die Väter ließen ihre Telefone in Ruhe und versuchten, erst zu dösen, rutschten dann aber zunehmend unruhig in ihren Stühlen hin und her, während die

Mütter an ihren Schals herumzupften, ein paar Krümel vom Tisch schnippten und Blicke in die Dunkelheit schossen, deren Ziel sie nicht erkannte. Die Leibwächter gingen endlich ans Büffet.

Sie war mit ihren Freunden neben den Lautsprechern auf der Tanzfläche geblieben und hatte die Augen offen gehalten, um nicht zu verpassen, wie die Trompetensoli zickzack durch die Tischreihen rasten und die Feiernden aufscheuchten, die gedacht hatten, nach all dem Champagner, den letzten Hummern, dem Feuerwerk sei der Abend vorbei und das neue Jahr, das überfressen, betrunken und verwöhnt begonnen hatte, werde schon so weitergehen. Claudio, dachte sie. Was machte er in dieser Nacht? Spielte er vielleicht gerade diesen Song? Sie schaute kurz hoch zu den Sternen, den Satelliten und sagte leise: »Hi there.«

Ihr Blick war im Dunkel hängen geblieben. Auch in diesem Jahr, dachte sie, war sie in den wesentlichen Fragen unschlüssig geblieben.

War auf irgendjemanden in der Familie vom Nachbar-tisch Verlass, die jetzt so friedlich aussah, während die Jungen tanzten und die Alten mit kaum schwindender Langmut warteten, bis sie genug hatten? Irgendwann einmal Verlass gewesen? Sicher waren sie katholisch. Sicher waren die Väter sentimental und die Mütter von bitterer Boshaf-tigkeit. Aber hier, vielleicht immer, wenn sie gemeinsam vor die Tür gingen, demonstrierten sie Familie. Einigkeit in gewissem Protz, Machtanspruch, hinter dem die Möglichkeit zur Brutalität lauerte. Wäre sie an ihren Tisch gegangen und hätte gesagt: »Wissen Sie, Sie sehen genauso aus wie al-les, was mich an Familien abstößt«, hätten sie wahrschein-lich erst ungläubig aufgeblickt und dann zugeschlagen.

Möglicherweise war diese Familie ganz harmlos, dachte sie versuchsweise. Trotz der Leibwächter. Aber sie glaubte

das nicht. Mindestens einer der Jungen, da war sie sich sicher, würde für all das hier büßen müssen. Einer würde irgendwann aufstehen und sagen, ich mache hier nicht mit. Würde die Anrufe wegdrücken, in denen Paketabwürfe aus Kolumbien gegenüber dieser Bucht bestätigt wurden, und niemanden in Bewegung setzen, um sie aus dem Meer zu fischen. Er würde in Kauf nehmen, sein Erbe zu verlieren, wenn nicht Schlimmeres. Wenn er Glück hatte und am Leben blieb, würde er irgendeinen unaufregenden Job finden und versuchen, anständig zu bleiben.

Einer aus der Familie, die sie vor langer Zeit einmal kannte, hatte es so gemacht. Sie glaubte, das musste so sein. Einer musste sich abwenden, ohne die anderen zu verraten, sonst wären alle Familien und die Welt überhaupt längst in Flammen aufgegangen.

Sie schaute sich die Männer einen nach dem anderen genau an. Alle waren müde nach der langen Nacht, berauscht. Wer von ihnen aussteigen würde, ließ sich in diesem Zustand unmöglich ahnen.

Vielleicht aber waren dies alles nur Hirngespinnste, und es lag einzig an ihr, dass sie, wenn sie Familien beisammensitzen sah, schnell Verdacht schöpfte. An Unglück dachte, an Enttäuschungen. Manchmal auch an kriminelle Vereinigungen.

## II



DER RAUM, IN DEM SIE auf einem einfachen Hocker sitzt, verschwindet fast in vollkommener Dunkelheit. Schemenhaft erkennt sie einen Tisch, einen zweiten Hocker, darüber eine Lampe, die vor und zurück und vor und zurück schwingt. Staubkörner werden in dem schwachen Lichtstreifen durchs Zimmer gewedelt. Ein Mann in Schwarz steht ihr gegenüber, ein anderer bei der Tür. Strichmännchen, lebensgroß und im Anzug, wie immer. Die haarlosen Köpfe platt wie eine Scheibe, mit aufgemalten Augen und einem Loch in der Mitte, aus dem sie sprechen. *Was!* Das A macht aus dem Loch ein schmales Ei. Sie artikulieren übertrieben und sprechen im Chor. Im pendelnden Licht erhascht sie an der Wand neben der Tür ein Gerät, kann aber nicht ausmachen, was es ist. Ein Lügendetektor vielleicht. Der Instrumentenkasten für später. Ein Plattenspieler? Die Situation ist klar. Aber wer verhört sie da, und warum?

*Was machen Sie hier?*

*– Arbeiten.*

*Wie alt ist Ihr Vater?*

*– Tot.*

*Was wissen Sie von ihm?*

*– Nicht viel.*

*Reden Sie sich nicht raus.*

*– Wir waren uns nicht sehr nah.*

*Wann denken Sie an ihn?*

*– Fast nie.*

*Geben Sie sich Mühe, Baby.*

*Baby?, denkt sie und sagt:*

*– Er sah gut aus.*

*Was rauchte er?*

*– Benson & Hedges.*

*Mochten Sie den Geruch?*

*– Nicht so sehr.*

*Ganz schön einsilbig, wie Sie das hier angehen.*

*– Er kannte Cicciolina nicht.*

*Sie sind verrückt. Alle Männer kennen Cicciolina!*

Das Licht der Lampe streift wieder das Gerät vor der Wand. Jetzt sieht sie, wie dick der Staub darauf liegt, was sie beruhigt. Die Männer laufen aufgeregt hin und her, wobei ihre Beine immer länger werden und die Hosen kürzer. Sie stehen ohne Socken in den schmalen schwarzen Schuhen, die mit den Beinen wachsen. Die Scheiben mit dem Loch und den aufgemalten Augen drehen sich langsam auf den Hälsen, bis die Männer ihre lächerlichen Gesichter hinten tragen. Erst jetzt bemerkt sie, dass sie sich synchron bewegen, spiegelbildlich. Die Lampe schwingt vor und zurück. Die Staubkörner tanzen im funzelnden Licht. Es ist vollkommen still. Sie hat die Strichmännchen im Anzug aus den Augen verloren und erschrickt, als die beiden sich plötzlich von rechts und links hinten über sie beugen und heftig, jeder an seiner Seite, an ihren Armen ziehen. Die Löcher in ihren Köpfen beginnen wild zu blinken.

*Lassen Sie mich gehen, ruft sie und zappelt mit den Beinen, mein Vater hat nichts damit zu tun!*

Sie wachte auf. Verbeult. Riss das Fenster auf. Der Tag strahlte sie an, als wollte er sagen, Kopf hoch. Azurblau wölbte sich der Himmel sehr hoch über ihr. Wasserfarbenblau, dachte sie. Ein Vogelschwarm. Gegenüber stand ein Haus und blockierte die Sicht. Davor eine Reihe abgestorbener, fast kahler Platanen. Einige waren an ihren Stummelästen zusammengewachsen, sodass die Bäume aussahen, als hielten sie eine schäbige Girlande, von der die Papierblumen abgefallen waren.

Die Bettwäsche mit den zwei aufgerauten Streifen und das steife Leinenlaken, auf dem sie aufgewacht war, hatten sich vertraut angefühlt. Gegenüber dem Bett stand der Faltschrank aus durchsichtigem Kunststoff mit dem Reißverschluss vorn, den sie beim Einzug vor Jahren gekauft hatte, um ihre fast ausschließlich dunklen Hosen und Jacken und manchmal auch ein Kleid darin aufzuhängen, bis sie einen richtigen Schrank hätte. Auch das Haus auf der anderen Straßenseite mit dem verwitterten Schriftzug »Ledigenheim« über dem Eingangsportal kam ihr bekannt vor, wie bei genauer Betrachtung das Stück Himmel, aus dem der Vogelschwarm verschwunden war. Wie der Traum, mit dem sie in den letzten Jahren auch an anderen Orten schon gekämpft hatte.

Es war immer derselbe, nur dass die Männer manchmal Socken trugen, neonkariert. Je länger die Beine wuchsen und die Hosenbeine nicht, desto heller leuchteten diese Socken. Diesmal waren die Männer ohne Socken unterwegs gewesen, die Geschichte war schwarz-weiß. Warum, dachte sie wie so oft nach diesem Traum, träumte sie immer so lausige Dialoge? Warum erkannte sie nicht, wer diese beschissenen Fra-

gen stellte? Sie hatte keine Ahnung, woher die Comicfiguren im Anzug mit der Gesichtsscheibe mit den aufgemalten Augen und dem Loch darunter kamen. Und warum fielen ihr immer nur dieselben blödsinnigen Antworten ein?

Sie war am Abend zuvor spät zurückgekommen, aus einer anderen Klimazone, anderer Bettwäsche, einer anderen Zeit. In der hing sie noch halb fest wie in einem verdrehten Mantelärmel und musste sich winden und strecken und wieder krümmen, um im Hier und Jetzt anzukommen. Im Hier und Jetzt! Sie hasste es, wenn sie solche abgedroschenen Sprachhülsen benutzte, selbst wenn sie allein war. Vor allem, wenn sie allein war. Der Traum hatte ihr gerade noch gefehlt.

Es war eine spärlich möblierte kleine Wohnung, in der sie sich bemühte anzukommen. Ein paar Stühle und ein großer Tisch standen da, ein Sessel mit hoher Lehne, in dem sie manchmal einschlief, wenn sie sich nicht entschließen konnte, ins Bett zu gehen. Sie war in dieses unauffällige Haus mit nur fünf Stockwerken gezogen, weil es in der Nähe des Flughafens lag, ein praktisches Quartier zwischen ihren Reisen. Ihre Nachbarn hatte sie noch nie gesehen oder gehört, was sie vermuten ließ, sie lebten so wie sie, vorübergehend hier oder dort. Ihr gefiel der Gedanke. So fühlte sie sich nicht allein, blieb aber unbehelligt.

Auf ihren Reisen sammelte sie Material für die Geschichten, mit denen sie ihr Geld verdiente. Manchmal allerdings behielt sie die interessantesten Details für sich und schummelte beim Schreiben ein wenig, damit sie mit den Zeitschriften, für die sie unterwegs war, keine Schwierigkeiten bekam. Die Magazine, die ihre Sachen druckten, lagen solide in der Mitte des Marktes und trauten ihrer Leserschaft nur mittlere Vorstellungskräfte zu, wenn sie über Orte lasen, an denen sie möglicherweise einmal einen Ur-

laub verbringen, einen Betrieb gründen, ein Ferienhaus kaufen oder eine Zweigstelle ihrer heimischen Firma eröffnen wollten, was für viele Leser dieser Blätter alles dasselbe war, steuerlich betrachtet. Deshalb musste aus den Geschichten gestrichen werden, was etwas am Rand lag.

Lustigerweise lagen die Dinge, die in diesen Hochglanzheften als unsagbar galten, tatsächlich meistens abseits, in Ecken, in die nicht immer Licht fiel und die selten gefegt wurden. Am Rand wie die zahllosen toten Äffchen im Graben neben einer Tempelstraße in Kambodscha. Wie die hellblau auf den Wellen des Indischen Ozeans tanzenden Plastiktüten, die irgendwann zerfetzt an einem Korallenriff vor der Küste Sri Lankas hängen blieben. Wie die Mädchen im Schatten neben der Promenade von Havanna, die eigentlich noch Kinder und für fast gar kein Geld zu haben waren. Die Jungen auch.

Wenn ihr solche Sachen beim Schreiben durchrutschten, strich sie sie im zweiten Durchgang. Sie kam sich bei der Bearbeitung ihrer Texte wie Charlie Chaplin beim Kofferpacken vor. Mit einer großen Schere in der Hand, um den Inhalt passend zu machen und rechts ein unter dem Deckel heraushängendes Hosenbein, links ein eingeklemmtes Stück Pulloverschulter abzuschneiden, damit das Ganze am Ende ordentlich aussah und der Koffer zuing.

Sie glaubte nicht daran, das Leben schriebe die besten Geschichten. Wie sollte das gehen? Das Leben war das Leben. Die Geschichten machten andere daraus. Ließen weg, was störte, oder dachten sich aus, was fehlte. Sie hatte gar nichts dagegen. Sie machte es auch so. Aber sie bestand darauf, zu unterscheiden, worum es ging. Das Leben passierte von selbst.

Sie hatte neben den Reisereportagen, die sie stutzte, durch die Mangel jagte und polierte, damit sie in den Lu-

xusmagazinen bestens aussahen und glänzend zu bebildern waren, eine kleine Sammlung von Outtakes, von gelöschtem Material, nicht verwendeten Szenen, die ihr zu schade für den Papierkorb schienen. Sie lagen ungeordnet, aber nicht unerreichbar herum, in Notizbüchern, auf externen Festplatten, in Mails, die sie an sich selbst geschickt hatte, auf Zetteln unterschiedlicher Größe und Farbe. Trotz dieser Unordnung war sie überzeugt, irgendwann würde daraus wiederum eine Geschichte werden, die dann vielleicht so aussah wie ein Kleidungsstück, das jemand aus all den abgeschnittenen Hosenbeinen und gekappten Pulloververschultern zusammenflicken würde, die bei Charlys Kofferpacken abfielen. Wenn sie erst einmal loslegte, würde sie aus ihren Outtakes ein neues Bild der Welt zusammensetzen, eines, das vollständiger war als die Version, die sie den Magazinen andrehte.

Ihre Silvester-Reportage hatte sie teuer verkauft, und so brauchte sie ein paar Wochen lang nicht ans Geldverdienen zu denken. Wen kümmerte es da, ob sie selbst die Geschichte für todlangweilig hielt? Karibikthemen standen immer wieder einmal an, diesmal war eben die Dominikanische Republik dran gewesen. Sie hatte nichts von den komplizierten sozialen Verhältnissen in den luxuriösen Eigenheimanlagen der Amerikaner, nichts von den erbärmlichen Zuständen an der Grenze zu Haiti, sondern eine belanglose Sache vom Reiten über Kaffeeplantagen geschrieben und auf die Schilder in nicht gar zu wilder Natur hingewiesen, die anzeigten, es gab noch Land zu kaufen dort. Ein Fotograf war ebenfalls in der Gegend unterwegs gewesen und hatte schlanke Pferde mit schlanken Menschen auf dem Rücken durch die gepflegte Wildnis galoppieren lassen, sodass der Artikel am Ende besser aussah als jeder Tag, den sie dort verbracht hatte. Außer Silvester.

Die Familie vom Nachbartisch in jener Nacht war ihr nicht aus dem Kopf gegangen. Sie hatte in den folgenden Tagen überlegt, wie sie an harte Informationen herankäme, hatte ein paar Gespräche geführt und war sogar bei der Polizei gewesen. Der Beamte am Empfang in adrett gebügelter Uniform und auch sonst sehr akkurat hatte gefragt: »Wollen Sie Anzeige erstatten?« Als sie heftig abwinkte, hob er nur den Arm und zeigte, ohne aufzublicken, in Richtung Ausgang. Und das war das.

Es stellte sich schnell als ganz unwahrscheinlich heraus, etwas über die Silvester-Familie herauszufinden, das sich verifizieren ließ. Und wahrscheinlich war das Interessanteste noch gar nicht passiert – dass sich einer der Söhne oder Schwiegersöhne abwendete, wie es in der Familie mit dem Katzentisch bei der Hochzeit vor langer Zeit geschehen war, und irgendwo Unterschlupf fand, wohin die Macht der Onkel und Väter nicht reichte und wo niemand den Männern einen Narco-Song schrieb. Das einzige Ergebnis ihrer Recherche bisher waren zwei Blogs, die sich mit Drogenkriminalität in der Gegend beschäftigten. Sie abonnierte beide und nahm sich vor, auf dem Laufenden zu bleiben.

Auftragsgemäß hatte sie die Geschichte eines Zuckerrohrbarons aufgezeichnet, der die seit Langem vor sich hin rottende Fabrik seines Vaters nach dessen Tod entgegen aller Wahrscheinlichkeit wieder zum Laufen gebracht hatte. Der Kontakt hatte einigen Vorlauf gehabt, sie war gut vorbereitet, aber sie wäre nicht verblüfft gewesen, hätte sich die ganze Sache als billige Inszenierung herausgestellt.

Wenn sie inszeniert war, billig war es nicht. Der Zuckerbaron hatte sie am Neujahrstag stolz in seiner Anlage herumgeführt, als niemand da war und die Fabrik blitzblank geputzt den ersten Arbeitstag des neuen Jahres erwartete.

Er hatte sie aufschneiderisch immer weiter plappernd in einen dunklen Zwölfzylinder-Mercedes komplimentiert und zu seinem privaten Hubschrauberlandeplatz gefahren, um mit ihr zu einer Stippvisite nach Havanna aufzubrechen, wo sie mit seiner bildschönen Tochter Mojitos tranken und dann wieder zurückflogen. Die schöne Tochter mit einem Master in Business Administration, so erzählte er, verkehrte in New York in den besten Kreisen, die er nicht weiter beschrieb. »Seifenoper« hatte sie damals in ihr Notizbuch geschrieben.

Als sie jetzt an diesen ersten Januar zurückdachte, musste sie gähnen. Erfolgsgeschichten ödeten sie an. Sie fand, die lohnendere Aufgabe war, zu erzählen, warum etwas schiefging. Bisher hatte sie aber keinen Redakteur gefunden, der das auch so sah.

Sie warf noch einen Blick in den Himmel über dem Ledigenheim und schloss das Fenster. Blau, dachte sie. Das Azurblau im Wasserfarbenkasten war ihre Lieblingsfarbe gewesen, immer die erste, in der sie als Kind den Pinsel herumdrehte, bis er sich ganz vollgesaugt hatte. Kaum hatte sie angefangen zu malen, schwappten die Farbfächer über, weil sie zu viel Wasser benutzte. Langsam wurde das Azur ganz flüssig und lief aus und bildete kleine Tropfenseen aus unterschiedlichen Blaus zwischen den anderen Farben. Genau so sah der Himmel aus an jenem Tag, der mit dem schlechten Traum von dem Verhör begann, auf das sie sich immer noch keinen Reim machen konnte, obwohl der Traum sie seit ein paar Jahren regelmäßig kurz aus der Bahn warf. Ungleichmäßig war der Himmel, dennoch strahlend, nur hatte er keinen Rand, über den er hinauslief.

Blau war überall, wo es für sie ernst wurde. Die blauen Nächte in New York, die im Juni etwa zur Zeit der Sonnen-

wende anbrechen und einen Hauch von Sommer in sich tragen, aber noch keine Hitze, nur das Licht, das einfach zwischen den Häusern stehen bleibt. Blue Nights, so hieß auch ein Buch von Joan Didion, das ihr wichtig war, weil es davon erzählte, wie Gegenstände, Fotografien, Briefe einem vor allem das ins Gedächtnis rufen, was man nicht brauchen kann. Weil all dies zu einem Leben gehörte, das vorbei war, unwiederbringlich, und die Erinnerung nichts anderes sagt als dies. Vorbei.

Ihr ging das nicht so, dachte sie. Vielleicht liebte sie das Buch gerade deshalb, weil es diesen Widerstand in ihr wachrief, jedes Mal, wenn sie von Unwiederbringlichem las. Sie war da noch nicht. Sie dachte an Vergangenes immer noch so, als ließe es sich vielleicht ändern. Als wäre ein alter Schmerz umzulenken, wenn sie die Geschichte dazu etwas stärkte oder bündelte oder wenn ihr noch etwas einfallen würde, an das sie bisher nicht gedacht hatte, und das Ganze bekäme eine stabilere Mitte, einen freundlicheren Schluss.

Niemand kam jemals über irgendetwas hinweg, davon war sie überzeugt, nicht einmal Joan Didion. Die Seele war ein Schwamm, aus dem nie wieder etwas heraustropfte. Das schien ihr unumstößlich. Verletzungen blieben. Die Leere, die ihr Vater in ihr hinterlassen hatte. Irgendwann war es ihr gelungen, an den Rand dieser Leere zu gelangen, und etwas anderes war ins Zentrum getreten. Vorübergehend. Eine Serie von Vorübergehendem. Immerhin.

Obwohl sie einen Bogen um Situationen machte, die sie an etwas erinnerten, über das sie nicht hinwegkam, glaubte sie ebenfalls meistens, bei der richtigen Sicht auf die Dinge könne auch Vergangenes möglicherweise zu etwas führen, das sich noch nicht abzeichnete. Als sei das Potenzial dessen, was längst vorbei war, eventuell noch nicht ganz ausgeschöpft, und man könnte in der Erinnerung zurückge-

hen und noch etwas aus ihr herausholen, das man bisher übersehen hatte. Sie stellte sich das, was gerade gegenwärtig war, als Provisorium vor, als ein zugiges Pfahlhaus, auf den wackeligen Stelzen des Gewesenen gebaut, die aber nicht für immer so stehen bleiben mussten wie gerade jetzt. Die Gegenwart war nur eine Zwischenstation, weil auch die Vergangenheit noch die Möglichkeit der Veränderung in sich trug. Die Pfähle sich stabilisieren und auch versetzen ließen, damit das Haus nicht mehr im Wasser stand, sondern am Waldrand oder hinter den Dünen.

So ungefähr hatte sie sich in den Zeiten eingerichtet. Die Übergänge fließend gehalten. Provisorisch in jeder Hinsicht. Zwischenstation war jedenfalls das richtige Stichwort. Niemand musste immer wieder dahin zurückgehen, wo es wehtat, davon war sie überzeugt, und sie hatte ihre Schritte entsprechend umgeleitet. Vor langer Zeit nach New York zum Beispiel, wo es nichts gab, das mit dem, was damals für sie bereits vergangen war und über das sie nicht hinwegkam, etwas zu tun hatte. New York war eine Stadt ohne Erinnerungen für sie gewesen.

Irgendwann, lange her, hatte sie eine kleine Wohnung dort gekauft, die sie inzwischen fast das ganze Jahr über vermietete. Es war ein einfaches Shotgun-Apartment in damals miserabler Gegend, ein Fenster auf einer Seite, ein anderes auf der anderen und dazwischen ein lang gestreckter Raum, in dem sie mit einem Bücherregal eine Schlafecke abgetrennt hatte. Shotgun, weil man einen Schuss ohne Hindernis von einer zur anderen Seite jagen könnte. Obwohl sie mit Waffen nichts zu tun hatte, mochte sie, dass ihre Wohnung so hieß, und so bot sie sie auch an: »Shotgun-Apartment zu vermieten. Spärlich möbliert. Blick zum Hof mit einem Stück Himmel darüber. Sommer, Herbst und Winter.«

In den Wochen um die Sonnenwende im Juni lebte sie selbst dort. Nur für das Blau, für die hellen Nächte. Für die Leere im Kopf. Sie lief. Nicht besonders schnell, aber lange Strecken. Sie trabte durch die Straßen, die nicht richtig dunkel wurden, von West nach Ost und ganz in den Süden und manchmal bis nach Harlem hoch, und dachte nur eins: blau. Wie der Himmel über dem Fluss. Wie die Manhattan Bridge. Blau, wie The Blue Note, der New Yorker Club, in dem sie viele Stunden, Abende, frühe Morgen verbracht hatte, zum Trost, aus Übermut oder Glückseligkeit; der Club, in dem sie Claudio traf, wenn sie beide in der Stadt waren, und gleichzeitig der Name für einen Ton, der so viel versprach wie die Nächte in derselben Farbe. Ein Ton, der genauso flüchtig war, genauso geheimnisvoll, vielleicht eine Illusion. Blues. Melodien aus anderen Tönen, nahe am Blauen dran, von denen sie wünschte, sie könnte sie summen, spielen, singen. Der Vogel, der ihr verlässlich im Central Park zuzwitscherte, als hätte er nur darauf gewartet, sie zu begrüßen, wenn sie wieder in der Stadt war. Vor einer Woche noch war er in der gemauerten Nische vor ihrem Fenster zum Hof herumstolziert, auf der die großen Boxen der Klimaanlage ihres Hauses standen. Die Nische war vom Kondenswasser feucht gewesen, und sie und auch der Vogel, glaubte sie, hatten gedacht, es hätte nachts geregnet. Bluebird. Und immer wieder der Himmel, so wie jetzt.

Claudio hatte nicht gewusst, dass sie in der Stadt war, und es war Zufall gewesen, dass sie die Ankündigung zu seinem Konzert entdeckt und noch eine Karte ergattert hatte. Sie saß in der zweiten Reihe. Er erkannte sie sofort, und es kam ihr so vor, als jubelte er kurz in die Trompete, während er ein paar gleitende Tanzschritte machte, was zum Lied passte, sie aber als Begrüßung nahm. Zwischen ihnen war eine Zärtlichkeit geblieben, die sich um sie legte,

als er ernsthaft zu spielen anfang, gerade so, als säße sie da ganz allein. Sie weinte im Dunkeln ein bisschen, nicht aus Trauer, sondern weil sie sich vollkommen entspannen konnte, wenn er bei ihr war. Später liefen sie Arm in Arm durch die Stadt, und er erzählte von seinen Söhnen, von seiner Scheidung, seinem Kummer mit der Familie. Sie waren immer noch gut zusammen. Wenn auch kein Paar mit Zukunft mehr. Aber sie spürten noch diese große Freude aneinander. Daran, wie sie gemeinsam gewesen waren, solange es dieses Gemeinsam gab.

Während sie ein Paar waren, damals, hatten sie sich beide verändert. Claudio war ein Stück von seiner Familie abgerückt, die ihm die Sicht verstellte. Sie hatte den Vater hinter sich gelassen. Familie war das Letzte gewesen, wonach ihr der Sinn stand. Sie irrte sich, als sie glaubte, Claudio sähe das auch so. Sie und Claudio, sie hätten gemeinsam etwas finden können, für das es noch keinen Namen gab. Sie hatten es nicht geschafft. Aber bis dahin hatten sie das Beste aus dem anderen herausgeholt. Weil sie das wussten, liebten sie sich immer noch. Auch wenn sie keine Pläne mehr miteinander machten.

Aus New York war sie am Abend zuvor zurückgekommen. In der kleinen Wohnung fast ohne Möbel in der Nähe des großen Flughafens, einer weiteren Zwischenstation, mit eigener Bettwäsche allerdings und dem Blick aufs Ledigenheim, war sie ins Bett gefallen und am Morgen aus ihrem Traum erwacht, der immer noch im Raum hing, absurd und rätselhaft und altbekannt, wie er war.

Todmüde und lustlos, den Tag zu beginnen, starrte sie in den Himmel, aus dem die Vögel verschwunden waren. Sie hockte sich auf den Boden und öffnete den Koffer, den sie am Abend zuvor neben dem Bett hatte stehen lassen, und nahm eine Bluse, eine Hose und ein Jackett heraus, be-

vor sie sich noch einmal für ein paar Minuten ins Bett fallen ließ. Laufen täte ihr jetzt gut, dachte sie. Aber sie hatte eine Verabredung. Auf dem Friedhof. Die Nachricht hatte sie noch in New York erreicht, und sie hatte gewusst, nach einer kurzen Nacht in Deutschland wäre eine Beerdigung ihr erstes Ziel.

Sie trugen einen Mann zu Grabe, mit dem sie nichts verbunden hatte. Sie war gekommen, um einer Freundin beizustehen, die diesen Mann, der ihr Vater war, heftig beweinte. Die meisten Trauergäste kannte sie nicht.

Sie hatte die schwarze Hose aus dem Koffer angezogen, Strümpfe auch und einen dünnen dunklen Mantel umgehängt, zu viel Stoff für den ungewöhnlich warmen Früh Sommertag. Die Mitteilung, der Tote hätte darum gebeten, farbig gekleidet zu kommen, war nicht bei ihr angekommen, und sie hätte sich seinem Wunsch vermutlich auch nicht gebeugt. Dafür kannte sie ihn nicht gut genug. Ihr war es lieber so. Wenn sie schon nicht trauerte, zeigte Schwarz zumindest Respekt an diesem besonderen Tag, vor dem Toten und denen, die seinen Tod in ihren bunten Hemden und fröhlichen Kleidern beklagten.

Während in der Trauerhalle Reden gehalten und Lieder gesungen, Geschichten erzählt und Gitarren gezupft wurden, wanderte sie in Gedanken über andere Friedhöfe. Friedhöfe aus Filmen, über die Autos rollten, schwarze Limousinen, aus denen Männer mit Sonnenbrillen stiegen und Frauen unter Schleiern und mit blickdichten Strümpfen in hochhackigen Schuhen, deren Absätze auf dem Weg vom Auto zum Grab ins Gras sanken. Auch da befanden sich unter den Trauernden Menschen, die aus anderen Gründen gekommen waren. Sie dachte an den Friedhof in Queens, den der Highway vom Flughafen nach Manhattan

durchschneidet und der vom Taxi aus immer staubig aussieht, und an den Waldfriedhof in Maine, durch den die Main Street führt. An die Urne, in der eine Freundin die Asche ihres Mannes im Kleiderschrank aufbewahrte und die sie mit dem Etikett »John« versehen hatte, für den Fall, dass jemand anderem als ihr die Dose in die Hände fiel. An die weiß geschmückten Hütten der Buddhisten in Asien, die anzeigen, dies ist ein Trauerhaus, und an die Tuk-Tuks, die ihre Geschwindigkeit drosseln und aufhören zu hupen, wenn sie an ihnen vorbeifahren. Sie dachte an die antiken Grabstelen, die sie oft in Museen gesehen hatte, auf denen die Toten sitzend abgebildet sind, während die Trauernden neben ihnen stehen und auf sie hinabblicken. Als würden sie jeden Augenblick fortgehen und die Toten einfach sitzen lassen. Das verwirrte sie jedes Mal, denn es hieß doch, die Toten gingen und ließen uns Lebende zurück. Ihre Gedanken glitten weiter zu den orangefarbenen Tulpen, mit denen sie den Sarg ihrer Mutter bedeckt hatte. Zu dem Händel-Stück, das eine kleine Streichercombo neben den Tulpen in der Kapelle gespielt hatte. Zu dem kleinen Hut, den eine elegante Besucherin zum traurigen Anlass aufgesetzt hatte.

Ein Paar mit Masken führte jetzt vor dem Sarg des Vaters ihrer Freundin einen Sketch auf, den sie nicht verstand, der aber viel Anklang bei den Trauernden fand. Das schloss sie aus dem Tuscheln und leisen Gelächter, das von hinten über die Seiten nach vorn über das kalte Gemäuer der Trauerhalle zum Sarg und den Maskenspielern hüpfte. Die Masken hatten sich einander zugeneigt und wieder voneinander abgewendet, waren in drehenden Bewegungen in unterschiedliche Richtungen gelaufen, als hätten sie vergessen, wohin sie eigentlich wollten, hatten sich dann aber

doch wieder gefunden und eine Weile nebeneinanderge- standen, während sie ihre Arme von innen nach außen drehten. Später begann der Gitarrenspieler wieder und spielte etwas Südliches, während die Masken abgingen und das leise Gelächter mit sich nahmen.

Sie fragte sich, ob es eine Verbindung zwischen dem Lied und dem Toten gab. Oder den Hinterbliebenen. Sie war sich nicht sicher, wie viele Witwen um sie herum sa- ßen. Der Vater ihrer Freundin war, das wusste sie aus Er- zählungen, ein Frauenheld gewesen, wie er sich selbst gern nannte, wegen des Helden, der er auf anderem Wege nicht geworden war, was ihn offenbar schmerzte, und auch we- gen der Frauen. Sie kannte aber keine von ihnen.

Das Lied tröpfelte aus. Ein paar gezupfte Töne. Noch eine Rede.

Sie nickte ein. Trieb zurück in ihrem Tag bis zu der Stelle, an der sie im Traum einer der Männer »Baby« ge- nannt und sie gezappelt und gerufen hatte, *mein Vater hat nichts damit zu tun!* Sie schreckte hoch und schaute sich um. Hatte sie tatsächlich gerufen? Doch niemand nahm von ihr Notiz.

Dafür war ihr Vater plötzlich da, in einer Präsenz, die sie alarmierte. Bei keiner der Ansprachen und Gespräche über tote Väter an diesem Morgen war ihr der eigene in den Sinn gekommen. Nicht einmal seine Beerdigung, hier, auf demselben Friedhof, mit der Trauerfeier im selben Raum, in dem sie gerade saß und über fremden Familien- erinnerungen einnickte, die keine Schneise zu ihren eige- nen schlugen. Ein Maskenspiel hatte es damals nicht gege- ben, da war sie sich sicher, und auch nur eine Witwe. Aber sie erinnerte sich nicht an die Blumen auf seinem Sarg. An nichts, was gesagt und ob musiziert wurde. An kaum einen, der dabei gewesen war.

Wenigstens fiel ihr wieder ein, dass auch sie einen Vater gehabt hatte. Dass er gestorben war. Dass sie ihn begraben hatte, wie ihre Freundin gerade ihren. Der Traum, der ihr so vertraut war, hatte das nie mit ihr gemacht. Dass sie über ihren Vater nachdachte.

Jetzt spürte sie plötzlich wieder dieselbe Anspannung wie damals, als sein Sarg neben der Kanzel abgesenkt wurde und auf einmal nicht mehr da war und sie beinahe nach vorn gelaufen wäre, um zu schauen, ob er heruntergefallen war. Ihr Bruder hatte sie gerade noch zurückhalten können. Sie hatte rufen wollen: Was fällt Ihnen ein, den Sarg mit meinem Vater verschwinden zu lassen! Dabei hatte sie gar keine Pläne mit seinem Sarg gehabt, sondern nur das Gefühl, sie sollte sich kümmern. Sie wusste ja, er kam ins Krematorium.

Sie war Anfang dreißig, als er starb. Von all den Ungeheuerlichkeiten, die sie in seinem Leben vermutete, hatte sie kaum etwas miterlebt, und fast nichts war ihr erzählt worden. Er starb in einer Nacht, in der sie in derselben Stadt lebte, aber nicht an seinem Bett saß. In den Jahren zuvor war sein Zittern immer heftiger und er immer trauriger geworden, so war es ihr vorgekommen. Ein paarmal hatten sie sich noch gesehen. Einmal fast vertraut. Er hatte gesprochen, sie hatte zugehört, eine oder zwei Stunden lang. Das war alles gewesen.

Die größten Ungeheuerlichkeiten ihres Lebens, fürchtete sie damals, lagen noch vor ihr, und es hätte nichts genutzt, wenn er dabei gewesen wäre. Sie hatten einander nicht gekannt, nicht gewusst, wer die andere Person war, obwohl sie dreizehn Jahre zusammengelebt hatten. Nur einmal hatte er sich ihr kurz zugewandt, da war er fast schon tot. Und sie hatte früh aufgehört, ihn zu rufen.

Ihr Vater und sie, sie hatten einander verpasst, so einfach war das.

Die Erinnerungen an ihn, gezündet über Umwege über Friedhöfe und andere Tote, ein kurzes Wegnicken und ein gezupftes Lied, irgendetwas Südliches, waren ihr nicht willkommen, das stand fest. Denn sie fürchtete, es kamen mehr davon. Immer gespeist aus einem überschaubaren Reservoir, einer Handvoll mickriger Situationen, mehr nicht. Fast alle hatten auf die eine oder andere Weise Wunden geschlagen. Sie war schon lange nicht mehr der Meinung, daraus müsse sich eine Erzählung von Vater und Tochter formen lassen, mit einem anständigen Anfang, einer Mitte, vielleicht einem Höhepunkt, von dem aus alles auf ein glaubwürdiges Ende zuliefe. Eine Art Summe des Ganzen. Eine umfassende Versöhnung. Früher hatte sie für eine Weile versucht, die Fragmente zusammenzufügen. Verknüpfungen herzustellen. Eine runde Sache daraus zu machen. Aber längst nicht mehr.

Und doch. Wenn sie an ihn dachte, so selten, wie das passierte, spielte die Zeit keine Rolle. Eine Art beständige Gegenwart setzte ein, in der noch einmal alles möglich schien. Eine Verbindung über die Tatsache seines Todes hinaus. Eine Erfahrung, die ihnen gemeinsam wäre.

Jeder behält von den Toten etwas zurück, dachte sie, während ihr Blick über die schmucklosen Wände der Kapelle glitt. So sollte es sein, wenn es gut ging. Etwas, das Teil von einem wurde. Vielleicht war das der Sinn hinter dem Maskenspiel am Sarg des Vaters ihrer Freundin gewesen, dem Lied. Sie dachte an ihren alten Bekannten Bob aus Montana, der ihr erzählt hatte, er höre sich selbst plötzlich häufiger anmerken, wenn ihm etwas unglaublich schien: »Better luck than management!« Das hatte seine Mutter immer gesagt, wenn ihm etwas geglückt war. Als er im College als

Bester abschnitt. Seine erste Stelle an einer Provinzuni bekam. Eine Festanstellung mit Pensionsanspruch schließlich an einem Ivy League College an der amerikanischen Westküste. Mehr Glück als Verstand! Er fand das gar nicht komisch, solange seine Mutter noch lebte, die irgendwann starb, während er in Ottawa einen Vortrag hielt, in dem er seinen japanischen Zuhören von verschiedenen Höflichkeitsformen im Finnischen erzählte, die darüber entschieden, ob einer dazugehörte zu denen, die da sprachen, oder nicht. Bob war Linguist.

Mehr Glück als Verstand! Seit jenem Tag, an dem seine Mutter weit weg von ihm gestorben war, sagte er das plötzlich. Über sich selbst. Über seine Studenten. Zu ihr. Am Anfang fügte er noch hinzu, »wie meine Mutter zu sagen pflegte« oder »um mit meiner Mutter zu sprechen«, aber bald ließ er diesen Zusatz weg.

Wie pflegte ihr Vater zu sagen? Mehr Glück als Verstand? Könnte sein, dass er das öfter mal sagte. Zu ihr, der er nicht viel zutraute. *Not too bad, all things considered*. Das sagte er manchmal, wenn er sehr gut gelaunt war. Aber nicht zu ihr. Vielleicht sagte er da eher: Man kann nicht alles haben.

Sie hatte diesen Spruch an den unwahrscheinlichsten Orten der Welt gehört und immer rufen wollen: Warum eigentlich nicht! Möglicherweise hatte ihr Vater das gesagt, um ihre Erwartungen an ihn und ans Leben insgesamt gering zu halten. Aber sie wusste es nicht mehr genau. Wenn sie sich allerdings große Mühe gab, fielen ihr immer wieder Situationen ein, in denen irgendwer diesen blödsinnigen Spruch angebracht hatte, und wie dann durch ihren Kopf ein kurzer Erinnerungsblitz gezuckt war, in dem sie den Vater erkannte. Sie kramte nach anderen Redensarten und fand keine, suchte nach Wörtern, die er gern benutzte, und fand drei: Kokolores. Marschmarsch. Kasino. Außer-

dem fiel ihr der flaschengrüne Opel Kapitän ein, den er eine Weile fuhr und der jedes Mal, wenn sie auf dem Weg in den Urlaub waren, auf halber Strecke mit einem Vergaserschaden liegen blieb.

Immerhin, dachte sie. Sagte das noch jemand? Kokolores für Unsinn? Kasino, wenn Kantine gemeint war? Marschmarsch, wenn es schnell gehen sollte?

Seine Augen waren wässrig grün gewesen, und Grün blieb seine Lieblingsfarbe. Wie junges Birkengrün, dachte sie, während ein unbehagliches Gefühl in ihr hochstieg. Das Gefühl, sie würde ihn nicht los. Und schon sah sie sich wieder als dickes Kind in dem Gartenlokal nahe dem Haus ihrer Kindheit, in dem es die besten jungen Kartoffeln gab, und beobachtete, wie sie in der ersten Frühlingswärme draußen unter Bäumen sitzend einen ganzen Berg der weichen gelben Knollen in flüssiger Butter zerdrückte, Salz darüber streute und ohne alles weitere so langsam aß, als habe jemand das Leben gerade auf Zeitlupe gestellt. »Noch ein Eis?«, hatte ihr Vater gefragt, als sie fertig war, und sie hörte den Sarkasmus nicht, sah den missbilligenden Blick nicht, mit dem er ihre Pausbacken streifte, und rief deshalb begeistert: »Ja, ja, ja!« Als das Eis kam, drei Bällchen ohne Sahne, Schokolade, Erdbeere und Zitrone, wie sie es liebte, da sagte er: »Du solltest aufpassen, dass du nicht noch dicker wirst.« Sie war kaum zehn und beschloss, das Essen ab sofort möglichst bleiben zu lassen.

Puh, dachte sie. Sie hasste alles, was mit dieser Erinnerung zusammenhing. Das Gefühl, dick zu sein, das sie in dem Augenblick, in dem ihr Vater es sagte, zum ersten Mal spürte und nie wieder loswurde. Seinen eisigen Blick, der an ihrer Gesichtshaut haften blieb wie ein Stück kaltes Metall. Heute fragte sie sich, ob er diesen Blick immer im Repertoire gehabt hatte. Oder wann und für welche Gelegen-

heit er ihn sich zulegte. Niemand schaut so von Anfang an. An jenem Mittag im Gartenlokal, als sie zehn war, waren seine Augen nicht mehr grün gewesen, eher grau, wie die See kurz vor einem Sturm. Irgendwann hatten sie sich verändert und blieben einfach so. Das Grün verschwand für immer. Seit damals bekam sie Herzklopfen und feuchte Handflächen, wenn sie im Fenster eines muffigen Cafés das Schild mit dem Bild eines silbernen Eisschälchens auf einem runden Fuß mit drei Kugeln und einer Waffel daneben sah. Mannomann, dachte sie, inzwischen mehr als vierzig Jahre später und immer noch für diese Gefühle nicht gerüstet. Außerdem nervten sie Sentimentalitäten solcher Art erheblich.

Sie schaute sich um. Die anderen schienen nun auch langsam von Maskenspiel, Gitarrenliedern, Reden und Anekdoten über den Toten müde geworden zu sein. Und gerade als sie dachte, jetzt ist es genug, erhob sich die Trauergemeinde, um den Sarg, der den Vater ihrer Freundin barg, zum Grab zu geleiten.

Es war nicht viel, was sie mit Sicherheit von ihrem Vater wusste. Seine Lebensdaten, die grünen Augen, Haarfarbe, Beruf. Dass er einmal in der Woche zum Friseur und zur Maniküre ging. Dass er seine Hemden schneidern ließ, seine Anzüge meistens auch. Dass er einen Hut aufsetzte, wenn er nach draußen ging. Dass er versuchte, ein Familiemensch zu sein, und dass er, als es ihm nicht auf Anhieb glückte, aufgab wie nach einem langen Kampf. Dass er zu viel trank, Martinis, Whiskey, und zu viel rauchte. Triviales Zeugs, genau betrachtet. Außer diesem: dass er aus einer im Inneren zerfetzten Familie kam, in der niemand außer ihm sich jemals scheiden ließ. Dass er ein paar Menschen geliebt hatte. Seine Mutter, das vermutete sie zumindest. Ihre Mutter, jedenfalls für eine Weile. Andreas, seinen

Sohn, ihren Bruder, ganz besonders. Und möglicherweise seinen älteren Bruder Karl, den er im Krieg aus den Augen verloren hatte und den er nicht mehr suchen konnte, weil er zu alt war, als er spürte, er wollte sich versöhnen.

Sie schloss sich, als der Sarg mit dem Vater ihrer Freundin an ihr vorbeizog, als eine der Letzten an, warf als eine der Letzten ein wenig Erde in die Grube, in die der Sarg hinabgesenkt wurde, und verabschiedete sich leise. Sie blieb abseits unter einem Baum stehen, der mehreren inzwischen aufgelassenen Gräbern einmal Schatten gespendet hatte, hörte den Vögeln zu und beobachtete die Trauergäste, die sich noch ein wenig die Beine vertraten und sich gedämpft unterhielten und einander in die Arme nahmen.

Gab es einen Trick, dachte sie, über den Graben zwischen Leben und Tod hinweg mit den Toten im Gespräch zu bleiben? Sie brauchten unseren Trost nicht mehr, aber wir vielleicht ihren. Half es, an etwas zu glauben, das jenseits dieser Welt lag? Sie konnte es sich nicht vorstellen. Selbst wenn sie in der Kunst danach gesucht hatte, hatte sie immer nur entdeckt, was sie aus dieser Welt wiedererkannte und was Teil von ihr war. Trauernde neben Toten. Trauernde ohne Tote. Tote ohne Trauernde. Licht, Engel, Teufel auch, aber nichts, was eine andere Welt vermuten ließe.

Sie hatte auch mit der hiesigen genug zu tun. Vor allem jetzt, da ihr der Vater wieder in die Quere kam. Ein Toter! Ein Phantom für sie, auch meistens, solange er noch lebte. Wenn sie jetzt an ihn dachte, verschwammen seine Züge aus jenen Jahren, die sie gemeinsam verbracht hatten. Aber sie erinnerte sich an sein dichtes Haar, das er zurückkämmte und mit Brillantine an den Kopf klebte, und dass es silbern glänzte, als er kaum vierzig war, was ihren Vater

zu einer noch auffallenderen Erscheinung machte. Als das Haar vor seinem fünfzigsten Geburtstag schon schneeweiß wurde, staunten Andreas und sie, wie jung er trotzdem auf sie wirkte.

Vor allem aber erinnerte sie sich an seine Bewegungen. Daran, wie er sich im Sessel vorbeugte, die Unterarme auf den Knien, und ein Lächeln in die Runde warf, dem niemand widerstehen konnte. Und ganz klar vor Augen stand ihr der panische Blick, den er manchmal ins Leere schickte. Es war ein Blick, in dem ein Flehen lag: Hoffentlich erkennt mich keiner! So schaute ihr Vater manchmal, wenn sonntags Besuch kam oder sie mit Freunden der Mutter um einen Kaminofen im Bergdorf ihrer Kinderferien saßen und die Erwachsenen von ernstesten Dingen sprachen, während Andreas und sie hinter dem Ofen die Socken absichtlich falsch sortierten, die dort zum Trocknen hingen.

Unverkennbar, mit allem Drum und Dran war ihr Vater ein Mann der Sechziger. Mit der Lässigkeit des Erfolgs, die in den gut sitzenden Anzügen bequem Platz fand, und der Melancholie mit Wurzeln in einer Vergangenheit, die ein Geheimnis barg. Die Männer dieses Typs kannten den Krieg, aber sie sprachen nicht darüber. Sie hatten es zu einigem Wohlstand gebracht und standen sicher auf dem Boden vermeintlich unverrückbarer Gegebenheiten, was das Verhältnis zwischen Männern und Frauen anging zum Beispiel oder das zwischen Eltern und Kindern – bis ihnen langsam, aber sicher dieser Boden unter den Füßen weggezogen wurde. Die Frauen eigene Wege gingen und die Kinder wissen wollten, wohin sie denn aufbrachen und ob es richtig war. Was den Männern der Sechziger von den unumstößlich scheinenden Gewissheiten blieb, in die sie so fest vertraut hatten, bis alles doch ganz anders kam, war ein Fortschrittsglauben, der ihr rückblickend noch den Atem nahm.